

Die grösste Spielkartenfabrik

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **130 (1851)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-372704>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die größte Spielkartenfabrik.

Zu den interessantesten Sehenswürdigkeiten Petersburgs gehört die kaiserliche Spielkartenfabrik. Die Fabrikation der Spielkarten ist in Rußland Staatsmonopol, wie bei uns die Fabrikation des Pulvers ein Staatsmonopol geworden ist. Der Ertrag, welchen sie abwirft, wird zum Unterhalt der in den Findelhäusern untergebrachten Kinder verwendet. Außer in den Findelhäusern dürfen denn auch nirgends Spielkarten verkauft werden. Der Verbrauch derselben muß außerordentlich groß sein. Mit Ausnahme der Einreibungen gewisser Kartongattungen mit Gold- und Kupferstaub werden die Karten fast ganz durch höchst sinnreiche Maschinen gefertigt und doch sind über vierthalbhundert Arbeiter, größtentheils Waisenkinder, in der Fabrik beschäftigt, welche täglich bei 1000 Duzend Spielkarten erzeugt.

Der Mann mit der langen Nase.

(Mit einer Abbildung.)

Wie einst Pharaos vor etlichen tausend Jahren, so hatte voriges Jahr der Großherzog von Baden, Leopold von Gottes Gnaden, einen schweren Traum, wenige Tage, nachdem er von seiner Flucht wieder in seinen fürstlichen Palast zurückgekehrt war. Es träumte ihm nämlich, er sei in seiner Schatzkammer gefessen und habe all sein Gold und Silber und Juwelen gezählt, da seien eine Menge Vögel herbeigeflogen und haben alle seine Schätze aufgepickt und zuletzt ihn selbst noch gefressen. Das ist doch gewiß ein schrecklicher Traum für einen Großherzog. Als er erwachte, war dem guten Herrn angst und bange und er ließ seine Hofbeamten nebst allen Doktoren, Professoren und Ingenieuren des Großherzogthums versammeln, die ihm den Traum deuten sollten. Diese sagten ihm, der Traum bedeute nichts Anderes, als daß eine Menge Freischaaren von der Schweiz ins Badische einbrechen, den großherzoglichen Palast plündern, die Republik proklamiren und den Großherzog selbst todt schlagen werden. Der Großherzog solle also noch etliche tausend Preußen kommen und die Grenzen stark besetzen lassen, sodann solle er einen Spion in die Schweiz schicken, um die Freischaaren auszu-

kundschaften, wann und wo sie ins Land einbrechen gedächten, damit sie dann von den Preußen beim Kragen gefaßt werden können. Dieser Spion müsse aber eine große, lange Nase haben, damit er die Freischaaren schon von ferne wittere und deren Schweiß in einer Entfernung von wenigstens einer Stunde röche. Und der Großherzog that, wie man ihm angerathen. Er ließ den Hrn. v. Schlauwitz kommen, der bekanntlich die größte und längste Nase im großen deutschen Reich hat. Man erzählt von ihm, daß, als er einst von einem Spaziergang ermüdet sich ins Gras niedergelegt, die Leute auf dem Felde Wunder schrieken, weil sie geglaubt, es rage ein neuer Kirchthum empor. Dieser Hr. v. Schlauwitz betrat bei Konstanzen den Schweizerboden, mit einem ungeheuern Fernrohr versehen, womit er von einem Berg herab die Freischaaren auszuspähen gedachte. Kaum war er hundert Schritte weit vorwärts geschritten, roch seine Nase etwas Verdächtiges und vermittelst des Fernrohres entdeckte er eine graue Masse in weiter Entfernung. Das sind Freischaaren, dachte er, denn die tragen graue Hüte. Auch vernahm er ein dumpfes Geräusch, das wie Töne einer fremden Sprache klang. Hr. v. Schlauwitz, von Natur nicht der Beherzteste, kroch in ein kleines Gehäuse, das so ziemlich einem Gänsestall gleich sah. Von hier aus wollte er die anrückenden Freischaaren beobachten. Die graue Masse rückte immer näher, das Getöse wurde immer lauter; dem guten Hrn. v. Schlauwitz verging Hören und Sehen, bis er durch ein furchtbares Geschnatter aufgeweckt wurde; die vermeinten Freischaaren waren nichts anders als eine Heerde Gänse, die vor ihrem Stalle stille hielten und Einlaß verlangten. Leichtem Herzens zog Hr. v. Schlauwitz weiter. Wo er Jemand auf der Straße traf, fragte er den Freischaaren nach. Die Leute lachten ihm ins Gesicht und trieben argen Spott über seine lange Nase. In einem Dorfe sprang ihm sogar die liebe Schuljugend nach mit dem Geschrei: Poß Himmel, ein Storch, ein Storch! Außer Romanshorn geräth Hr. v. Schlauwitz in neuen Schrecken. Von einem Fußwege sieht er seitwärts aus einem Walde eine dunkle Schaar mit weißen Hüten anrücken. Gott im Himmel, steh' mir bei! seufzte er, das sind wahrhaftig